

Didier Eribon: „Eine Arbeiterin“

Einsamkeit und institutionelle Gewalt

Von Nico Bleutge

Deutschlandfunk Kultur, Lesart, 04.03.2024

Ihr plötzlicher Tod ist ein Schock: Bestsellerautor und Soziologe Didier Eribon schreibt über das Leben seiner Mutter. Er untersucht das Pflegesystem genauso wie den eigenen Aufstieg – und entwirft ein einfühlsames Erinnerungsportrait.

Als sich 2017 der gesundheitliche Zustand ihrer Mutter rapide verschlechtert, beschließen Didier Eribon und seine Brüder, sie in ein Pflegeheim zu geben. Die Mutter ist 87 Jahre alt, kann das Haus nicht mehr verlassen, jeder Schritt scheint eine Qual zu sein. Zudem hat sie Halluzinationen und ist verwirrt, die ganze Wohnung wird ihr immer wieder zu einer Parallelwelt, die von Menschen und Tieren bevölkert ist – aus Sicht der Söhne geht es nicht mehr. Doch die Scham, die Mutter abzuschieben und sie mit Lügen zu beschwichtigen, könnte für Eribon größer kaum sein, erst recht als die Mutter nur sieben Wochen nach ihrem Einzug in das Heim stirbt.

Familiengeschichte und Gesellschaftsanalyse

Das Nachdenken über die eigene Scham und über die Schuldgefühle gegenüber der Mutter ist nur einer der Motivstränge, die sich durch dieses Buch ziehen. War es in Eribons berühmt gewordenem Buch „Rückkehr nach Reims“ der Tod des Vaters, der eine umfassende Recherche auslöste, ist es nun die verstorbene Mutter, die den französischen Autor in die Vergangenheit abtauchen lässt. Wie in seinem Bestseller verbindet er die Beschreibung der eigenen Familiengeschichte mit einer soziologischen Analyse. Allerdings beschäftigt er sich nicht mehr allein mit der sogenannten Arbeiterklasse, zu der seine Eltern zählten, sondern vor allem mit der Situation alternder und pflegebedürftiger Menschen.

Der plötzliche Tod der Mutter ist für den Sohn ein Schock – und Anlass, über die Institution Pflegeheim nachzudenken, die letzte Station im Leben eines Menschen. Eribon blendet die individuelle Geschichte seiner Mutter und eine Reflexion über die Pflegesituation in Frankreich (die er über weite Strecken verallgemeinert) immer wieder ineinander. So zeigt er etwa, wie hilfsbedürftig seine Mutter war und wie verlassen sie sich in ihrem kleinen Zimmer fühlte, aber auch ihren raschen körperlichen und geistigen Verfall. Er findet die Gründe dafür nicht zuletzt in einem chronisch unterfinanzierten Betrieb, in dem bettlägerige Menschen kaum Ansprache haben und nicht täglich aufstehen dürfen. Kein Wunder, dass er von einem unmoralischen System spricht und Begriffe wie „strukturelle Misshandlung“ oder „institutionelle Gewalt“ prägt.

Didier Eribon

Eine Arbeiterin

Aus dem Französischen von Sonja Finck

Suhrkamp Verlag, Berlin

271 Seiten

25 Euro

Letzte Verbindung zur Arbeiterklasse

Doch Eribon wäre nicht Eribon, wenn es ihm bei allen Analysen nicht immer auch um die eigene Person ginge: um das Arbeiterkind, das den Aufstieg aus einer Sozialwohnung in Reims in die universitären Kreise von Paris geschafft hat und heute einer der bekanntesten Intellektuellen Frankreichs ist. Mit dem Tod der Mutter, wird ihm irgendwann klar, verliert er auch die Rolle des Sohnes von Eltern aus dem Arbeitermilieu – und damit womöglich die letzte Verbindung zu dieser Klasse.

Warum er die Herkunft so lange verleugnet hat, untersucht er auch in diesem Buch, bekennt sich aber nun deutlicher als noch in „Rückkehr nach Reims“ zu jener Dialektik aus Abspaltung und Verschmelzung, die familiären Bindungen innewohnt: „Mittlerweile ist mir bewusst, dass ich zugleich dank meiner Mutter und in Abgrenzung zu ihr der Mensch geworden bin, der ich bin.“

Weiterleben im Erinnerungsportrait

Bei alledem zeigt „Die Arbeiterin“ sehr schön, wie alte Menschen in vielen philosophischen und politischen Konzeptionen nicht mitgedacht werden. Es ist trotzdem schade, dass Eribon als Gegenmaßnahmen mitunter keine anderen sprachlichen Mittel findet als Warnungen und moralisierende Sätze.

Wie man dieser „unterdrücktesten, entrechtetsten, verletzlichsten gesellschaftlichen Gruppe“ eine Stimme geben kann, ohne zu Appellen zu greifen, falten indes die Kapitel auf, in denen Eribon vom Leben der Mutter erzählt. Die Passagen über ihre Arbeit in der Fabrik, ihre Politisierung, ihren obsessiven Rassismus, über die Rolle des Fernsehens oder ihren Dialekt gehören zum Intensivsten, was in den letzten Jahren über Elternschaft geschrieben wurde. Hier gelingt Eribon mit seiner zugleich detailscharfen und reflexionsgesättigten Sprache tatsächlich jenes ungeschönte Erinnerungsportrait der Mutter, das ihm zu Beginn vorschwebte – „damit sie weiterlebt“.